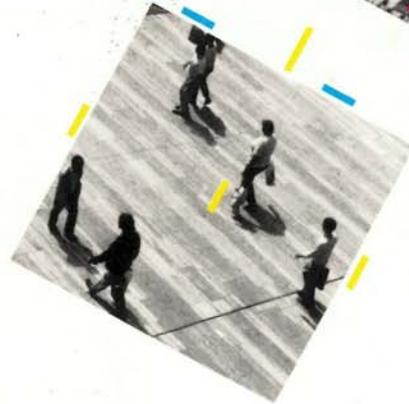


Petra Hagen

Städtebau im Kreuzverhör

Max Frisch
zum Städtebau der
fünfziger Jahre



LIT Verlag

Inhalt

Zu diesem Buch	9
I Max Frischs Weg vom Architekten zum Städtebaukritiker	11
II Städtebau – Eine politische Aufgabe	18
Das Unbehagen im Kleinstaat	18
Bauen für die Gegenwart	21
Man ist nicht realistisch, indem man keine Idee hat	22
Für einen demokratischen Städtebau	23
Planung in der Demokratie	24
Freiheit durch Planung	27
Boden in Gemeinbesitz	29
Exkurs: Die verpasste Chance in Deutschland	30
Zur Rolle des Architekten	32
III Die Neue Stadt: Ideen zum Städtebau der fünfziger Jahre	34
Dezentralisation als städtebauliches Programm	34
Die Gartenstadt als Vorbild	36
Für eine selbständig lebensfähige Neue Stadt	37
Gegen eine Zersiedelung der Landschaft	40
Wahlverwandtschaft statt Nachbarschaft	41
Zum Organischen Städtebau	43
Verflechtung als städtebauliches Ordnungsprinzip	45
Das (Wohn-)Hochhaus – Element einer neuen Stadtstruktur	49
Die Gestaltung des Hochhauses	54
Der Physikgebäude-Wettbewerb	55
Das Stadtzentrum: ein Begegnungsort	57
Die Innenstadt und der Verkehr	62
Horizontale Verkehrstrennung	65
Vertikale Verkehrstrennung	66
Die Etagecity: Modell eines modernen Stadtzentrums	68
Der gerahmte Ausblick in die Natur	70
Geometrische und körperlich-rhythmische Ordnungsprinzipien	71

Abkürzungen

Hinweis: Im Anhang befindet sich ein Verzeichnis von Max Frischs Schriften zum Städtebau mit genauen Angaben und jeweiligen Ersterscheinungen.

I-VI Max Frisch: *Gesammelte Werke in zeitlicher Folge* I-VI, Frankfurt 1976 (Auf die römischen Ziffern folgen Seitenangaben)
Die Schriften zum Städtebau erhalten gesonderte Angaben; auf die Buchstaben folgen Seitenangaben.

A Lucius Burckhardt/Max Frisch/Markus Kutter: *achtung: Die Schweiz*. (III, 293–339), 1955

C Max Frisch: *cum grano salis*. (III, 230–242), 1953

D Max Frisch: *Vorwort* zu Gody Suters Buch; *Die Städte sind zum Wohnen da*. Zürich 1973, verfasst 1966 zur Erstausgabe.

F Max Frisch: *Fort Worth*. Die Stadt der Zukunft in Texas. In: *Die Weltwoche*, 16.11.1956

H Tonbandprotokoll von Interviews mit Max Frisch, die von Volker Hage geführt worden sind am 30.8.1981/12.3.1982/24.9.1982. In: V. Hage: *Max Frisch*. Reinbek 1983

L Max Frisch: *Der Laie und die Architektur*. (III, 263–289), 1954

M-F-A Max-Frisch-Archiv an der ETH in Zürich

N Lucius Burckhardt/Max Frisch/Markus Kutter: *Die neue Stadt*. Basel 1956

NZZ Neue Zürcher Zeitung

P Max Frisch: *Planung tut not!* Zur Diskussion um die neue Schweizerstadt. In: *Die Weltwoche*, 29.4.1955

S Max Frisch: *Soll Zürich einen Kopf haben?* Zum Vorschlag einer Gruppe junger Architekten. In: *Die Weltwoche*. 5.10.1956

SBZ Schweizerische Bauzeitung

T Max Frisch im Gespräch mit: Lina Bertola: *L'arte è il luogotenente dell'utopia*. In: *Corriere del Ticino*, 30.9.1983. Übersetzung aus dem Italienischen von Petra Hagen

V Tonbandprotokoll des von Petra Hagen geführten Interviews mit Max Frisch in Zürich vom 14.3.1984

W Max Frisch: *Wer liefert ihnen denn die Pläne?* (III, 346–354), 1955

X Max Frisch im Gespräch mit Arthur Zimmermann: *Polemik – ein Gespräch mit Max Frisch*. In: *Pro Helvetia* (Hg.): Max Frisch. Bern 1981

Y Brief von Max Frisch an Lucius Burckhardt und Markus Kutter vom 19.6.1955. Zitiert nach: Thorbjörn Lengborn: *Schriftsteller und Gesellschaft in der Schweiz*. Frankfurt 1972, S.185

Z Max Frisch in einem Interview mit dem Züri Leu: *Integration der Kultur*. Züri Leu, 9.1.1969

Das vorliegende Buch ist eine Überarbeitung und Erweiterung meiner Ende 1984 bei Prof. Stanislaus von Moos eingereichten Lizentiatsarbeit an der Universität Zürich.

Ich bedanke mich bei allen, die mich bei der Abfassung dieses Buches unterstützt haben. Ich danke Herrn Max Frisch für die Gespräche, die ich mit ihm führen durfte, Herrn Prof. Stanislaus von Moos vom Kunstgeschichtlichen Seminar der Universität Zürich für seine Anregung, dieses Thema zu wählen und für die Betreuung meiner Lizentiatsarbeit, Herrn Lars Müller für sein Engagement, aus dieser Schrift ein Buch zu machen, Herrn Walter Obschlager vom Max-Frisch-Archiv für seine Hilfsbereitschaft und insbesondere Herrn Helmut Winter für seine unermüdlichen Gespräche und vielen Hinweise zum Thema schweizerische Architektur und Städtebau in den fünfziger Jahren und seine kritische Arbeit als Lektor des Manuskriptes.

P.H.

«Hinter jedem Aufbegehren [...] versteckt sich Raum für eine Hoffnung, für eine Utopie, und die Utopie besteht darin, zu glauben, dass die Dinge auch anders gehen könnten.» (T)

Zu diesem Buch

Mit dem Namen Max Frisch verbinden nur noch wenige den Architekten und Städtebaukritiker. Frisch wurde erst als Schriftsteller weltweit bekannt.

Besonders die Broschüre *achtung: Die Schweiz*, die Frisch zusammen mit Lucius Burckhardt und Markus Kutter verfasste, entfachte in den fünfziger Jahren eine ausserordentlich heftige fachliche und öffentliche Diskussion über den Städtebau in der Schweiz.

Während eines einjährigen Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten (1951-52) sammelte der Architekt Erfahrungen, die seinen Blickwinkel wesentlich erweiterten. In die Heimat zurückgekehrt, formulierte er in Zeitungsartikeln, Vorträgen, Broschüren und einem Hörspiel eine von Sachkenntnis getragene Kritik an der Oberflächenästhetik der Architektur und vor allem an der demokratischen Städtebaupraxis seiner Zeit. Der Doppelberuf als Schriftsteller und Architekt bot ihm eine Unabhängigkeit, aus der heraus er die Freiheit bezog, kompromisslos zu urteilen und zu schreiben. Um das Konstruktive seiner Kritik heute, dreissig Jahre später, in vollem Umfang erfassen zu können, wird es notwendig, Frischs Position innerhalb des zeitgenössischen architektonisch-städtebaulichen Denkens darzustellen. Der Architekt kritisierte nicht nur die dem schweizerischen Städtebau zugrunde liegenden Konzepte, sondern brachte auch Projekte international anerkannter Architekten als Lösungen modernen Städtebaus in die Diskussion ein. Angesichts der konservativen politischen Grundstimmung der fünfziger Jahre war Frischs Forderung nach einem offenen demokratischen Planungsverfahren eine radikale Idee.

Die Vorstellung einer Demokratisierung der Stadtplanung erfährt in den sechziger Jahren in der Planungstheorie eine grundlegende Untermauerung und in den siebziger Jahren finden faktische Ansätze einer Demokratisierung der Stadtplanung in Form von Bürgerinitiativen statt. Vielleicht fällt es hier schwer, den Einfluss Frischs direkt nachzuweisen, interessant ist jedoch, dass er

sehr früh die Notwendigkeit einer aktiven Beteiligung der Planungsbetroffenen postulierte. Spätestens die Situation 1986 gibt ihm recht. Die heute häufig vorgetragene ästhetische Kritik an der Stadtgestalt und die neue Popularität formaler stadtbaukünstlerischer Konzepte lassen seine Forderung nach einem 'politischen Städtebau' erneut aktuell erscheinen. Dem ästhetisierenden städtebaulichen Denken unserer Zeit setzt dieses Buch die Vorstellung Frischs von einer politisch aufgeklärten und verantwortungsbewussten Gesellschaft entgegen, deren Stadt eine Stadt für alle ist.

I Max Frischs Weg vom Architekten zum Städtebaukritiker

Max Frisch wurde 1911 als Sohn eines Architekten in Zürich geboren. Nach einem abgebrochenen Germanistikstudium und ersten erfolglosen schriftstellerischen Versuchen begann er 1936 mit einem Architekturstudium an der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) in Zürich.

«Eine Freundin, als wir heiraten wollten, war der Meinung, dass ich vorerst etwas werden müsste. Sie sagte nur, was ich selber dachte; immerhin war es ein Schock, zum erstenmal die ernsthafte Vorstellung, dass das Leben misslingen kann.» (II,587)

Was Frisch am Architektenberuf lockte, war «das andere, das Unpapierne, Greifbare, Handwerkliche, die stoffliche Gestalt» (II,587) und nicht das Gefühl einer Berufung.¹ Als kleiner Junge war er oft im Büro des Vaters gewesen.

«Darum war das, als ich Schriftstellerei und Journalismus aufgab, der einzige Laden, den ich mir vorstellen konnte: Ich wusste, wie es da aussieht.» (H,30)

Es ging Frisch in erster Linie um das Erlernen eines bürgerlichen Berufes, nachdem er seit des Vaters Tod im Jahre 1932 seinen und seiner Mutter Lebensunterhalt mit Journalismus bestritten hatte.

Seine Lehrer an der ETH waren in der Hauptsache die Professoren Otto Rudolf Salvisberg und der weniger bekannte William Dunkel. Nach dem Studienabschluss 1940² arbeitete Frisch zunächst für einige Monate in einem Architekturbüro in Baden, bis er eine erste feste Anstellung bei Prof. Dunkel erhielt:

«Die tägliche Fahrt zur Arbeit: ich bin nicht mehr Student und nicht mehr Schriftsteller, ich gehöre zur Mehrheit. [...] Ich bin dreissig und habe endlich einen Brotberuf, ein Diplom, ich bin dankbar, dass ich eine Stelle habe: acht bis zwölf und eins bis fünf. Ich bin nicht mehr Student und nicht mehr Schriftsteller, ich gehöre zur Mehrheit.» (VI, 703–704)

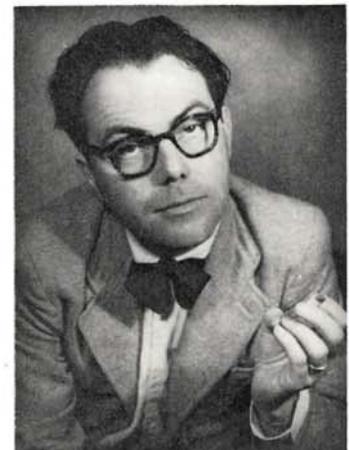
Während des Krieges wurde Frisch zum Militär eingezogen. Als Architekt musste er dort Entwürfe erarbeiten. Seine ersten baulichen Aufträge waren ein Taubenhaus und ein bombensicherer Unterstand.³

Das erste *Einfamilienhaus* entwarf Max Frisch 1941 für seinen Bruder Franz in Arlesheim in Zusammenarbeit mit seiner Frau, der Ar-

1 V

2 Max Frischs Diplomarbeit ist nicht mehr auffindbar.

3 I, 137



1 Max Frisch 1948

chitektin Constanze von Meyenburg. Aufgrund seines Erfolges im *Wettbewerb Städtische Badeanlage Letzigraben* machte sich Frisch im Frühjahr 1943 selbständig: An der Selnaustrasse 16 in Zürich eröffnete er ein eigenes Architekturbüro. Er begann mit kleineren Umbauten. Im darauffolgenden Jahr, 1944, beteiligte sich Frisch am *Wettbewerb zur Erweiterung des Kunsthauses* in Zürich, und 1945 nahm er am *Wettbewerb für ein Schulhaus in Ringlikon* teil. Zwischen 1945 und 1947 arbeitete das Büro Frisch an der definitiven Planung des Letzibades, dessen Bau die beiden darauffolgenden Jahre beanspruchte. Dieser grosse Auftrag zwang Frisch, zwei Mitarbeiter einzustellen: den Bauzeichner Hannes Trösch und den Lehrling Hans Hofstettler. Ein Besucher auf der Baustelle war Bertolt Brecht. Für Frisch war das ein grosser Tag, denn Brecht erwies sich als durchaus interessiert: «Von allen, die ich bisher durch die Bauten geführt habe, ist Brecht der weitaus dankbarste, wissbegierig, ein Köhner im Fragen. Fachleute vergessen leicht die grossen grundsätzlichen Fragen; Laien hören zu.» (II,637)

Brecht lobte sogar:

«Sie haben einen ehrlichen Beruf.»⁴

1950 entstand dann für Robert Ferster ein *Landhaus* in Schaan/Liechtenstein. Zur selben Zeit arbeitete Frisch im Auftrag der Gemeinde Horgen an dem *Projekt für ein Seebad*. Auch die Gemeinde Pfäffikon beauftragte den nunmehr zum Spezialisten für Bäderbau avancierten Architekten mit vorbereitenden Untersuchungen zu einem *Seebad in Pfäffikon*. Der 1954 entworfene provokative Vorschlag eines konsequent modernen, scheibenförmigen Hochhauses für den *Physikgebäudewettbewerb Universität Zürich* wurde abgelehnt. Der *Wettbewerb für die Kantonsschule Freudenberg* in Zürich von 1954 brachte Frisch immerhin den Ankauf seines Projektes ein. Im selben Jahr entwarf er eine *Siedlung für Künstler* in einem Zürcher Aussenquartier; auch dieses Projekt kam nicht zur Ausführung.

Im Januar 1955 verkaufte Frisch sein Architekturbüro an seinen Mitarbeiter Hannes Trösch und arbeitete von nun an nur noch sporadisch an architektonischen Aufgaben. 1960 entstand ein zweites *Haus* für seinen Bruder in Porza im Tessin. Beim Wettbewerb für einen Neubau des Schauspielhauses am Heimplatz in Zürich nahm Frisch 1964 als Mitglied des Preisgerichtes teil und machte Änderungsvorschläge zum erstprämiierten Entwurf. Ein Jahrzehnt später, 1975, entstanden *Projektskizzen für Wohn- und*

4 Bertolt Brecht: zitiert nach: VI, 30



2 Frisch mit Brecht auf der Baustelle des Freibades Letzigraben. (1948/49)



3 Frisch mit Hannes Trösch im Architekturbüro, (ca.1952) Im Hintergrund Pläne für das Seebad in Horgen.

Arbeitsräume für eine Künstlersiedlung in Meilen, und in jüngster Zeit, 1981, beschäftigte sich Frisch mit *Skizzen für ein Haus* des Suhrkamp-Verlegers und Freundes Siegfried Unseld in Frankfurt am Main.

Max Frischs Abschied von der Literatur zu Beginn seiner Architektentätigkeit war nicht endgültig. Bereits 1939 begann er, tief betroffen vom Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, ein Tagebuch⁵ zu führen und entdeckte damit eine für ihn wichtige literarische Ausdrucksmöglichkeit. Nach Kriegsende unternahm Frisch ausgedehnte Reisen, die ihn aus der Enge der Schweiz hinaus in viele Länder Europas führten. Zur selben Zeit wandte er sich wieder dem Schreiben zu. Es entstanden vor allem Theaterstücke und das bekannte *Tagebuch 1946–49*. Das gleichzeitige Engagement in der Literatur und der Architektur empfand Frisch damals als ambivalent:

«Ich bin sehr glücklich, mindestens weiss ich: diese Tage, wo zwei Entwürfe so verschiedener Art sich verwirklichen dürfen, werden mir einmal als glückliche Tage erscheinen. Hier die Handwerker, dort die Schauspieler. Das Wirkliche: die Spannung dazwischen.» (II,634)

Andererseits:

«Die Ausübung eines doppelten Berufes, Schriftsteller und Architekt, ist natürlich nicht immer leicht, so manche segensreiche Wirkungen er haben mag. Es ist eine Frage nicht so sehr der Zeit, aber der Kraft. Segensreich empfinde ich das tägliche Arbeiten mit Männern, die nichts mit Literatur zu schaffen haben; hin und wieder wissen sie, dass ich 'dichte', aber nehmen es nicht übel, sofern die andere Arbeit in Ordnung ist.» (II,590)

Die Architektur war für Frisch nicht nur Broterwerb, sie wurde auch zum Thema seiner schriftstellerischen Arbeit. So regte ihn schon 1941 der Kampf mit einer Bauherrin, die keine Sprossen an ihren Fenstern haben wollte, zu einem Artikel mit dem Titel *Kunst der Erwartung – Anmerkung eines Architekten*⁶ an. Ein Jahr später berichtete er im Artikel *Das erste Haus*⁷ in der «Neuen Zürcher Zeitung» über seine Erfahrungen bei der Verwirklichung seines ersten Wohnhauses. Auch im *Tagebuch 1946–49* beschäftigten ihn architektonische Fragen wie beispielsweise der Wiederaufbau in Polen.⁸ Die Arbeit am Schwimmbad Letzigraben regte ihn mehrmals zu Tagebuchnotizen⁹ an, und schliesslich sprach er sich im Tagebuchabschnitt *Zur Architektur*¹⁰ gegen das Vorgehen beim Zürcher Wettbewerb zur Er-

5 Später veröffentlicht unter dem Titel: *Blätter aus dem Brotsack*.

6 I, 189–196. Zuerst erschienen in: DU, Juli 1941

7 In: NZZ, 13.9.1942, 20.9.1942

8 II, 601–602, 615–617

9 II, 520, 536, 544, 578–580, 593, 618, 633, 634, 637–638, 645, 646–647

10 II, 510–512

weiterung des Kunsthauses aus, bei der seiner Meinung nach historische Pietät eine allzu grosse Rolle gespielt hatte.

Ein Stipendium der Rockefeller Foundation («fellowship for drama»), das er aufgrund erster schriftstellerischer Erfolge erhielt, ermöglichte Frisch dann 1951 einen einjährigen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten. Im Anschluss an seine Amerikaerfahrung bekundete er 1952 mit dem in der «Neuen Schweizerischen Rundschau» erschienenen Artikel *Orchideen und Aasgeier*¹¹ seine Bewunderung für das Kompromisslose, Rücksichtslose und Radikale in der mexikanischen Architektur, das «dem modernen Architekten einmal die Chance [gibt], sich selbst zu sein»^(III,201). Diese Amerikareise wurde für Frisch zum Auslöser seiner aktiven Auseinandersetzung mit dem Städtebau. Der grosszügige Massstab amerikanischer Städte und Bauten liess ihm die einheimische Architektur als spießbürgerlich und kleinlich erscheinen. Er äusserte seine kritische Position das erste Mal öffentlich anlässlich einer Zusammenkunft des BSA (Bund Schweizer Architekten) in Zürich im Juni 1953. Da die von ihm aufgeworfene Kritik am schweizerischen Städtebau auf reges Interesse stiess, wurde der Vortrag noch im Oktober desselben Jahres unter dem Titel *cum grano salis*¹² im «Werk» publiziert. Es folgte das Hörspiel *Der Laie und die Architektur*¹³ für den Hessischen Rundfunk, das mit dem Schleussner-Schüller-Preis ausgezeichnet wurde. In diesem Hörspiel, das er als Funkgespräch zwischen einem Architekten, einem Laien, einer Frau und einem Oberbaurat gestaltete, weitete er seine Kritik an Architektur und Städtebau auf die Frage nach den Voraussetzungen der Stadtplanung aus: Er forderte hier ein erstes Mal explizit die Politisierung der Stadtplanung. Nicht nur Architekten und Bürokraten, sondern auch Soziologen und vor allem die betroffenen Bürger sollten am Städtebau beteiligt sein. Frisch illustrierte seine Vorstellungen von Architektur und Städtebau anhand internationaler Beispiele. Auf einem fliegenden Teppich besichtigten die Gesprächspartner wichtige Stationen moderner Architektur: Frankfurt, Zürich, Marseille und Lateinamerika.

Im Anschluss an *cum grano salis* setzte eine intensive Diskussion zwischen Frisch und den Verfassern von *Wir bauen unsere Stadt*¹⁴ (1953), dem Volkswirtschaftler, späteren «Werk»-Redaktor und Soziologieprofessor Lucius Burckhardt und dem Historiker und späteren Werbefachmann Markus Kutter, ein. Frisch hatte das Vorwort zu ihrer Publikation geschrieben.¹⁵ Die Diskussion

11 III, 196–221. Zuerst erschienen in: Neue Schweizer Rundschau 1952

12 C, 230–243. Zuerst erschienen in: Werk, Heft 10, 1953

13 III, 261–289. Zuerst erschienen in: Merkur, 9, Heft 85, 1955

14 L. Burckhardt/M. Kutter: *Wir selber bauen unsere Stadt*. Basel/Zürich 1953

15 Th. Lengborn weist nach, dass *cum grano salis* und *Wir selber bauen unsere Stadt* in ihrer Grundaussage übereinstimmen, aber ganz unabhängig voneinander entstanden sind. In: Th. Lengborn: *Schriftsteller und Gesellschaft in der Schweiz*. Frankfurt 1972, S.183. Von den Basler Verhältnissen ausgehend findet sich in der Broschüre *Wir selber bauen unsere Stadt* z.B. der wesentliche Gedanke über die Notwendigkeit der Politisierung von Baufragen wie auch die Idee vom Entwurf für die Zukunft und die These, dass Freiheit nur durch Planung zu erreichen sei. Burckhardts und Kutters Text weist sich zusätzlich durch eine detaillierte Behandlung praktischer Fragen (Baulinie, Bauzone u.a.) aus, was sicher den später von den drei Autoren gemeinsam verfassten Broschüren zugute kam.

führte zu der polemischen Schrift *achtung: Die Schweiz*¹⁶, die im Januar 1955 erschien. Schon in *cum grano salis* hatte sich Frisch für den Bau von Satellitenstädten in der Schweiz ausgesprochen. Diese Idee konkretisierte sich in *achtung: Die Schweiz* zum Vorschlag für den Bau einer modernen Versuchsstadt. Sie sollte in Alternative zur bevorstehenden Landesausstellung von 1964 realisiert werden: als Experiment schweizerischer Lebensform von morgen. Neben der Auseinandersetzung mit Fragen zeitgenössischen schweizerischen Städtebaus beinhaltet die Schrift auch eine scharfe Kritik an den geistigen und politischen Verhältnissen in der Schweiz.

Achtung: Die Schweiz wurde auch in der Bundesrepublik Deutschland gelesen. Die drei Autoren erhielten eine Einladung als Referenten zur Internationalen Dortmunder Tagung *Der Stadtplan geht uns alle an* im Februar 1955.¹⁷ Kurz darauf fasste Frisch im «Weltwoche»-Artikel *Planung tut not!*¹⁸ seine Thesen aus *achtung: Die Schweiz* als Antwort auf die lebhafte Debatte, die diese Broschüre ausgelöst hatte, nochmals zusammen. Dieser neue Text war ein direkter Vorläufer der späteren Broschüre *Die neue Stadt*. Im nächsten, zuerst in der «Süddeutschen Zeitung» publizierten Artikel *Wer liefert ihnen denn die Pläne?*¹⁹ zeigte er seinen gesellschaftspolitischen Zugang zum Städtebau anhand von deutschen Beispielen des Wiederaufbaus. Aus städtebaulicher Sicht ist interessant, dass Frisch in diesem Artikel erstmals Hans Bernoullis Vorstellungen zum Problem der Bodenfrage aufgriff.²⁰

Im März 1956 hielt Frisch einen Vortrag unter dem Titel *Vom Zuhause-Sein in unserer Zeit*²¹ in der Radiostation München. Frisch ergänzte hier seine theoretischen Argumente und Vorschläge mit einem konkreten *Modell einer Etagecity* als Lösung für die Probleme der innerstädtischen Entwicklung. Im selben Jahr folgte die eher versöhnliche Schrift *Die neue Stadt*²² des Autorenteamts Burckhardt, Frisch und Kutter. Der Text war als Antwort auf die vielen Kritiken aus Presse und Publikum an *achtung: Die Schweiz* konzipiert. Dabei erfuhren etliche Äusserungen aus der Öffentlichkeit eine geschickte Einbettung in den als Gespräch zwischen den Autoren entworfenen Text. Zugunsten einer sachlicheren Argumentation für den Bau einer Neuen Stadt in der Schweiz verzichteten die Autoren auf die Idee einer Musterstadt für die kommende Landesausstellung. Das schon in der Radiosendung vorgestellte Modell der Etagecity wurde in diese Bro-

16 A, 291–339. Weitere Gesprächspartner waren zwei Vertreter der Wirtschaft, ein Staatsbeamter, ein kantonaler Parlamentarier und die Architekten Rolf Gutmann und Theo Manz. Dem Text lag ein Manuskript von Burckhardt und Kutter zugrunde. Zuerst erschienen: L. Burckhardt/M. Frisch/M. Kutter: *achtung: die Schweiz*. Basel 1955

17 Die Tagung fand vom 24.–25.2.1955 statt. Die Texte von Burckhardt, Frisch und Kutter konnten nicht ausfindig gemacht werden.

18 29.4.1955

19 W, 346–354. Zuerst erschienen in: Süddeutsche Zeitung, 8.10.1955

20 Bis dahin begnügte sich Frisch mit der blossen Verurteilung der Bodenspekulation.

21 In: Der Mensch in der Welt von heute und morgen. Eine Vortragsreihe des Bayerischen Rundfunks. München 1956, S.50–63

22 L. Burckhardt/M. Frisch/M. Kutter: *Die neue Stadt*. Basel Zürich 1956

Im folgenden trenne ich nicht mehr zwischen Burckhardt, Frisch und Kutter, falls es sich um eine gemeinsame Schrift handelt, sondern führe sie unter Frisch auf.

schüre aufgenommen. Besonders interessant ist der umfangreiche Abbildungsteil am Ende der Broschüre – eine Dokumentation 'guten' Städtebaus.

Während seiner zweiten Amerikareise 1956 hielt Frisch in Denver, Colorado, den Vortrag *Why Don't We Have the Cities We Need?*²³, in der er die Bodenpolitik zu einem Hauptanliegen machte. Im Anschluss an diese Reise entstanden 1956 zwei weitere Artikel für «Die Weltwoche». In *Eine Chance der modernen Architektur – vertan*²⁴ äusserte Frisch seine tiefe Enttäuschung über die im Rohbau so vielversprechende Anlage der Mexikanischen Universität, deren verfehlter Massstab das Entstehen architektonisch-künstlerischer Räume verhindert. Von Victor Gruens radikalem Vorschlag zur Verkehrssanierung von Fort Worth und der damit verbundenen City-Erneuerung berichtete er hell begeistert in *Fort Worth, die Stadt der Zukunft in Texas*²⁵. In einem dritten, auch 1956 in derselben Zeitung veröffentlichten Artikel *Soll Zürich einen Kopf haben?*²⁶ lehnte sich Frisch gegen den offiziellen Verkehrsvorschlag für den Bellevue- und Bürkliplatz in Zürich auf, um für Werner Müllers Plan zur Umgestaltung dieser Plätze Partei zu ergreifen. Im Juli 1957 erschien schliesslich in der «Bauwelt» ein letzter Artikel *Wer formuliert die Aufgabe?*²⁷, in dem sich der Architekt nochmals ausdrücklich für die Politisierung des Städtebaus einsetzte. Damit endete fürs erste Frischs schriftstellerisches Engagement für Probleme von Architektur und Städtebau. Die Faszination am literarischen Schaffen nahm ihn immer mehr gefangen, 1954 erschien der Roman *Stiller*, und 1955 begann er mit der Arbeit an seinem zweiten Erfolgsroman *Homo faber*. Der Schriftsteller Max Frisch beschloss einen radikalen Bruch mit der Architektur, «um nicht zwei Dinge nur halb zu tun»^(V). Von nun an ist die Literatur das Medium seiner gesellschaftskritischen Auseinandersetzungen. Auch nach der Aufgabe seines Architekturbüros betätigte sich Frisch jedoch gelegentlich noch als Architekt. Als Schriftsteller kam er immer wieder auf Architektur- und Städtebaufragen zurück.

1960 erschien in der «Weltwoche» die kurze Abhandlung *Wie soll man neue Theater bauen?*²⁸; Frisch schreibt hier über den inneren Aufbau des Theaters. Dieser Artikel wurde anlässlich des damals bevorstehenden Wettbewerbs für ein neues Zürcher Stadttheater von 1961 publiziert. Statt eines neuen Stadttheaters entschied sich die Stadt Zürich 1963 jedoch zur Ausschreibung eines Wettbewerbs für einen Neubau des Schauspielhau-

23 In: R. Banham (Hg.): *The Aspen Papers*, S.41–46, New York 1974

24 14.9.1956

25 16.11.1956

26 5.10.1956

27 22.7.1956

28 22.4.1960

ses am Heimplatz. In Zusammenhang mit seiner Tätigkeit als Mitglied des Preisgerichtes 1964 entstanden 1963 das *Exposé zum Wettbewerb für einen Neubau des Schauspielhauses Zürich*²⁹ und 1965 eine *Expertise*³⁰ zu dem von Jörn Utzon eingebrachten Entwurf. Frisch schätzte dieses Projekt besonders auch wegen seiner städtebaulichen Vorteile: Utzon sah einen verkehrsfreien Heimplatz vor, den er als städtischen Begegnungsort gestaltete. Dieser Entwurf wurde zwar im Rahmen des Wettbewerbs mit dem ersten Preis ausgezeichnet, doch die Diskussion um eine Gesamtkonzeption zur Umgestaltung des Heimplatzes ging weiter. Auch Frisch beteiligte sich Ende 1968 aktiv an dieser öffentlich geführten Auseinandersetzung. Er war Mitverfasser des von der SP (Sozialdemokratischen Partei) Zürich verteilten Flugblattes *Eine Chance für Zürich*, das als Ergänzung zum Kommissionsvorschlag konzipiert war. Im «Züri-Leu» wurde daraufhin über das Projekt in einem Interview mit Max Frisch unter dem Titel *Integration der Kultur*³¹ debattiert. Schon vorher hatte er sich in der «National-Zeitung» Basel mit dem Artikel *Entkalkung des Zürcher Kulturlebens*³² zum gleichen Thema geäußert.

In diesen Publikationen weicht Frisch nicht von seinen in den fünfziger Jahren entwickelten städtebaulichen Vorstellungen ab. Das Heimplatzprojekt begeisterte ihn, weil es genau jene Überlegungen zeigte, die er für die Etagecity formuliert hatte. Die Planungsmethoden der Zürcher Behörden hatte Frisch schon 1964 in dem kurzen, in der «Süddeutschen Zeitung» veröffentlichten Artikel *Utzons Entwurf des neuen Zürcher Schauspielhauses*³³ positiv bewertet. 1966 schrieb Frisch das Vorwort zu Gody Suters Buch *Die Städte sind zum Wohnen da*.³⁴ Darin fasste er seine Grundgedanken zur Politisierung des Städtebaus nochmals zusammen.

29 IV, 272–274. Zuerst erschienen in der Ausschreibung des Wettbewerbs durch das Bauamt der Stadt Zürich. 1963

30 Auf den 30.1.1965 datiert. Zuhanden des Hochbauamts der Stadt Zürich und des Schauspielhauses. (Im M-F-A)

31 9.1.1969

32 28.1.1969

33 19./20.9.1964

34 G. Suter: *Die Städte sind zum Wohnen da*. Zürich 1973. Leicht veränderte Auflage von: *Die grossen Städte – was sie zerstören und was sie retten kann*. Bergisch-Gladbach 1966

II Städtebau – Eine politische Aufgabe

Frischs erstes grosses Architekturprojekt war ein öffentlicher Auftrag: das Letzigrabenschwimmbad (1947–49). Bei der Realisierung dieses Projektes bekam Frisch als Architekt das erste Mal gesellschaftliche Abhängigkeiten zu spüren:

«Ich denke wieder an die Herren vom Trust, die ihren Zement nicht liefern wollen für unser Volksbad. Die Industrie, der sie sich verwaltungsrätlich verbunden fühlen, hat zur Zeit so dringende Bauten, um ihre Gewinne unterzubringen. Die Industrie, sagen sie, könne den Bau einer solchen Anlage jetzt nicht gutheissen. Wer hat gutzuheissen? Das Volk hat abgestimmt. Ihr unverfrorener Vorschlag: die Stadt könne ja ausländischen Zement beziehen, der zwar teuer ist, aber ebenfalls nur durch diesen Trust erhältlich. Die Gruben für unsere Bassins sind ausgebagert.»^(II,515)

Auch während der Verhandlungen um das Projekt für ein Seebad in Horgen empfand er die Hilflosigkeit des Architekten, seine engagierten Ideen in einem politischen Prozess durchzusetzen. Sein fertig geplantes Seebad wurde trotz positiver Volksabstimmung nicht gebaut, weil ein einzelner, aber mächtiger Anlieger sich dem Bau eines öffentlichen Bades zu widersetzen vermochte.¹

Das «Unbehagen im Kleinstaat»²

Nach seinem ersten einjährigen Amerikaaufenthalt begann für Frisch eine kritische Auseinandersetzung mit der schweizerischen Architektur. Aus der Distanz des Heimkehrenden und des vom grosszügigeren Massstab amerikanischer Städte und Bauten Verwöhnten empfand er ein heftiges Unbehagen an der Schweiz. *Cum grano salis*³ ist der polemische Titel seines Vortrages vor dem BSA 1953, in dem er seinen Gefühlen spontan Ausdruck gibt. Die ersten Pfeile richtete Frisch gegen den Massstab der schweizerischen Architektur: Alles erscheint ihm noch viel kleiner, als er es in Erinnerung hatte. Seine Charakterisierung der schweizerischen Architektur fällt wenig schmeichelhaft aus:

«Schmuck, gediegen, gründlich, gepflegt, geschmackvoll, sicher, sauber, geputzelt, makellos, seriös, sehr seriös. Wo in der Welt

1 Vgl. im Werkkatalog zum Seebad Horgen.

2 Vgl. die Untersuchung von K. Schmid: *Unbehagen im Kleinstaat*. Zürich 1977

3 'cum grano salis' bedeutet 'mit einem Körnchen Salz'. Laut G. Büchmann benutzen wir diesen Ausdruck «in dem Sinne, dass eine bestimmte Behauptung, etwa eines wissenschaftlichen Werkes oder auch einer politischen Rede usw. nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen und sehr eingeschränkt Wahrheitsgehalt» (G. Büchmann; *Geflügelte Worte*. Berlin 1961, S.552–553) beanspruchen könne. Hans Bernoullis Interpretation: «Richtig, falls man noch eine gehörige Prise Salz beigibt» (in bezug auf die schweizerische Landesplanung zu sehen) scheint hier jedoch angebrachter zu sein. (In: H. Bernoulli: *A propos* - In: *Werk, Werk-Chronik*, Heft 11, 1953, S.197)

wird so gebaut? Und er [der Heimkehrende] staunt, dass er trotz all dieser Qualität unserer Architektur nicht in eine eigentliche Begeisterung gerät –.» (C,230)

Dabei schloss Frisch seine eigenen Bauten keineswegs von der Kritik aus:

«Der Heimkehrende kann es [...] nicht [...] bestreiten, dass das allermeiste, was er an Bauten der letzten zwei Jahrzehnte sieht, inbegriffen natürlich das wenige, was er selber beigetragen hat, einen unverkennbaren Hang zum Spiessbürgerlichen hat, zum Trauten [...] um den Preis der sachlichen Aufrichtigkeit.» (C, 234)

Frisch suchte den Ursprung einer solchen Architektur in der allgemeinen Geisteshaltung, der Mentalität der Schweizer:

«Sicher gibt es verschiedene Auffassungen, worüber man streiten könnte, und verschiedene Lösungen; sicher wird keine davon gebaut, sondern ein Kompromiss. Und das ist das erste, was dem Heimkehrenden ernsthaft an die Nerven geht: die ganz allgemeine Mentalität, die aus der Erfahrung entstanden ist, dass es in der Demokratie nie ohne politischen Kompromiss geht, die Mentalität nämlich, nie etwas Radikales auch nur zu wollen, geschweige denn, es zu tun.» (C,231)

Es ist jedoch nicht etwa der demokratische Kompromiss als solcher, den Frisch angreift, sondern «der Umstand, dass die allermeisten Schweizer bereits ausserstande sind, an einem Kompromiss überhaupt noch zu leiden. Warum sollten sie!» (C,231). So aber verzichtet man auf das Wagnis – mit der Folge, dass «die schweizerische Atmosphäre heute etwas Lebloses hat, etwas Geistloses in dem Sinn, wie ein Mensch immer geistlos wird, wenn er nicht mehr das Vollkommene will» (C,231). In diesem Zusammenhang auch erklärt sich Frisch die schweizerische «Sucht nach materieller Perfektion» (C,231), die zur Ersatzhandlung geworden ist. In der Architektur sieht Frisch diese Mentalität in der «Flucht ins Detail» (C,232) verkörpert.⁴ Denn allein im Detail ist es dem Architekten noch möglich, kompromisslos seine Phantasie spielen zu lassen mit dem Ergebnis, dass die «schweizerische Architektur [...] fast überall etwas Niedliches [hat], etwas Putziges, etwas Nippzeughaftes, etwas von der Art, als möchte die ganze Schweiz (ausser wenn sie Staumauern baut) ein Kindergarten sein» (C,232). Max Frisch beschränkte seine Kritik nicht etwa auf das Ästhetische in der Architektur, sondern fragte weiter:

«Sind wir wenigstens kühn in der Planung? Es handelt sich bei allem [...] um die Frage, wie weit es einem schweizerischen

4 Frisch nennt unter anderem das (von den Architekten Haefeli, Moser und Steiger u.a. entworfene) Zürcher Kantonsspital als Beispiel für derartige Architektur.



4 M.E. Haefeli/W.M. Moser/R.Steiger: Kantonsspital Zürich. (1942–51) «Selbst Grossbauten, wie beispielsweise unser Kantonsspital, wirken oft, als wären sie mit der Laubsäge gebastelt.[...] Überzüchtung des Details.» (C,232)

Städteplaner überhaupt möglich ist, kühn zu sein, zukünftig zu sein in einem Land, das eigentlich nicht die Zukunft will, sondern die Vergangenheit.» (C,235)

Auch in der schweizerischen Planung mangelt es ihm an Kühnheit und Fortschritt. Seine Kritik entzündet sich an seinem Missfallen am sozialen Wohnungsbau der Zürcher Vorortsiedlungen in Oerlikon und Schwamendingen. In diesen Siedlungen sieht er «das Negativum der Standardisierung, nämlich die Monotonie der Uniformierung» (C,238) verkörpert. Frisch bemerkt wiederum polemisch:

«Wie gesagt: der Heimkehrende staunt vor soviel menschenwürdiger Hygiene, vor soviel sozialer Gerechtigkeit, die jedem Eidgenossen sein angemessenes Bad liefert. Für meine Person, mag sein, würde eine Dusche genügen; hätte ich dafür bloss ein grösseres, vielleicht sogar ein höheres Zimmer. Das ist ein individueller Wunsch, gewiss, aber darum geht es hier: Wie steht es mit der individuellen Freiheit in unseren Siedlungen? [...] Ich habe sie nicht.»(C,238)

Die Kraft zu einer derart strengen Kritik bezieht Frisch aus einer grundlegenden gesellschaftlichen Analyse. Der Zweite Weltkrieg, den er als Schweizer aus der Distanz erlebt hatte, bewegte ihn tief.⁵ Nach 1945 befasste er sich mit der Frage, welche Rolle die Schweiz bei der geistigen Bewältigung dieses Krieges mit seinen Folgen übernehmen könne; dabei geriet er immer mehr in Opposition zur offiziellen schweizerischen Politik. Im Theaterstück *Die chinesische Mauer* warnt Frisch vor der nächsten und damit endgültigen militärischen Auseinandersetzung – dem Atomkrieg. Sehr bald bezieht sich sein politisches Engagement dann auf die ideologische Auseinandersetzung zwischen Parlamentarismus und Kommunismus, parlamentarischer Demokratie und Volksdemokratie, auf die Auseinandersetzung um Begriffe wie 'persönliche Freiheit' und 'soziale Gleichheit'.

Indem sich Frisch in den fünfziger Jahren Problemen des Städtebaus zuwendet, erfolgt «eine Spezifizierung seiner Zeitkritik in doppeltem Sinne»⁶. Frisch hat ein ihm vertrautes Gebiet gewählt, in dem er die gesellschaftlichen Zustände in der Schweiz konkret angreifen kann. Seine Kritik am Städtebau ist gemeint als eine grundlegende Kritik an der konservativen Geisteshaltung in der Schweiz. Die provokativ in Rot gebundene Broschüre *achtung: Die Schweiz* beginnt mit einer Interpretation der politischen Situation jener Zeit. Die Spaltung der Welt in Ost und West nach

5 Vgl. *Nun singen sie wieder, Als der Krieg zu Ende war*, sowie Tagebuchaufzeichnungen und kleinere Prosaschriften wie *Stimmen eines anderen Deutschland?* oder *Kultur als Alibi*.

6 J.H. Petersen: *Max Frisch*. Stuttgart 1978, S.48



achtung:
die Schweiz

5 Die erste, gemeinsam mit L. Burckhardt und M. Kutter verfasste Schrift ist provokativ in Rot gebunden.

dem letzten Weltkrieg und dem anschliessenden Kalten Krieg zwischen den beiden Supermächten versteht Frisch nicht eigentlich als Kampf um Macht oder Hoheitsrechte, sondern:

7 A, 294

«Es geht darum, welche Idee sich vor der Wirklichkeit besser bewährt. Es ist ein Kampf der Ideen; alles übrige, wovon unsere Tagespresse berichtet, sind Mittel, die in diesen Kampf geworfen werden, und wir wollen uns nicht verwirren lassen und nicht vergessen, dass es ein Kampf der Ideen ist, ein Kampf um die Lebensform in unserem Zeitalter.» (A,293)

Ebenso wie Amerika mit seinem 'american way of life' bezieht der Kommunismus, der für Frisch nichts anderes als ein Entwurf für eine Lebensform darstellt, sein Pathos nicht aus seiner militärischen Stärke, sondern aus dem Bewusstsein, eine Lebensform zu haben, die in Zukunft die Gefahr von Kriegen auszuschliessen imstande ist.⁷ Aber es geht Frisch zunächst um die Einschätzung des schweizerischen Beitrages. Sein Ergebnis lautet:

«Ein wirkliches Eingreifen in die grosse Auseinandersetzung, die auch uns angeht, ein Eingreifen, das mehr als unverbindliche Stammtisch-Besserwisserei wäre, haben wir nicht gefunden.» (A,295)

Nach Frisch wacht man in der Schweiz mit patriotischem Eifer über die Erhaltung der bestehenden Hochkonjunktur, und schon vorsichtige Selbstkritik wird als Verrat gewertet.

Bauen für die Gegenwart

Max Frisch hatte seine Begeisterung für die Gegenwart und damit sein Verhältnis zur eigenen Zeit schon 1947 im *Tagebuch 1946–49* anlässlich seiner Kritik am Zürcher Kunsthauswettbewerb ausdrücklich formuliert. In dieser Stellungnahme führt er aus, was ihn am italienischen Umgang mit antiken Bauten sehr beeindruckte, nämlich:

«[...] die oft schamlose Plünderung antiker Bauten, Plünderung nicht durch Vandalen, sondern Architekten, die Säulen brauchen, Marmor, um selber zu bauen. Her damit! Jetzt leben wir.» (II,511)
Es ist das positive Verhältnis zur Gegenwart, das er schätzt, das «Antihistorische dieser Haltung» (II,511) im Gegensatz zum schweizerischen Verhalten beim Kunsthauswettbewerb, wo eine radikale Lösung nicht gestattet worden war, man hatte sich nicht

getraut, «ein altes Zürcherhaus mittleren Wertes einfach abzureissen» (II,511). In seinen Schriften zum Städtebau, etwa fünf Jahre später, verlangt Frisch nach einer Veränderung im Stadtbild, einer Wandlung, die den Lebensformen der Gegenwart Rechnung trägt. Er fordert von der Baukunst 'radikal Kompromissloses', 'sachliche Monumentalität' und eine 'kubische Geste' statt 'ausgefranster Baumasse' und 'Flucht ins Detail'.⁸

Dem sterilen Traditionsbewusstsein, dem «Heimweh nach dem Vorgestern» (C,241) hält Frisch den Pioniergeist Amerikas entgegen. Es ist ihm bewusst geworden, dass es in der Schweiz nicht etwa an Ideen oder an Architekten mangelt, sondern am Klima des Fortschritts, am Bewusstsein einer Gegenwart, die es wagt, in die Zukunft zu blicken. Doch zu einem Bauen für die Gegenwart braucht die Schweiz, so Frisch, ein in die Zukunft hinausweisendes Ziel. Er fragt sich:

«Welches ist dieses Ziel, dieses Etwas, was die Schweiz beseelt, dieses Unerreichte, was uns kühn macht, dieses Zukünftige, was uns gegenwärtig macht?» (C,236)

«Man ist nicht realistisch, indem man keine Idee hat.» (C,293)

1954 glaubt Frisch, ein mögliches Ziel für eine in die Zukunft blickende Schweiz gefunden zu haben. In *achtung: Die Schweiz*, seiner ersten gemeinsam mit Burckhardt und Kutter verfassten Schrift, wird Frisch konkret. Für die Landesausstellung 1964 entwerfen die Autoren einen 'Vorschlag zur Tat', wie der Untertitel der Broschüre lautet.⁹ Dabei orientieren sie sich an der Landesausstellung 1939, weil diese ihnen als «letzte schweizerische Manifestation» (C,296), als ein wegweisendes Vorbild erscheint. Frisch geht es darum, wieder den Mut zu etwas Eigenem, zu einer «Idee, die eine Wirklichkeit zu zeugen vermag, eine[r] schöpferische[n] Vorstellung von unserer Lebensform in dieser Zeit» (A,309) aufzubringen. Für ihn kann die Manifestation der Väter in einem veränderten Zeitalter jedoch nicht einfach nachgeahmt werden, sondern er fordert «die Errichtung von neuen Leitbildern, die den Bedingungen des Zeitalters standhalten» (A,294). Und er ruft aus: «Wir wollen wieder ein Ziel! Wir wollen die Schweiz nicht als Museum, als europäischen Kurort, als Altersasyl, als Passbehörde, als Tresor, als Treffpunkt der Krämer und Spitzel, als Idylle; sondern wir wollen die Schweiz als ein kleines, aber aktives

8 C, 232–233

9 Der Text stammt nicht ausschliesslich aus Frischs Feder; es lag ihm vielmehr ein von Burckhardt und Kutter verfasstes Manuskript mit dem Titel «Landesausstellung 1964» zugrunde, in dem schon der Gedanke der nächsten Landesausstellung als Experiment in Form einer nach modernsten Städtebauprinzipien geplanten Stadt vorgebildet war. Vgl. Th. Lengborn: *Schriftsteller und Gesellschaft in der Schweiz*. Frankfurt 1972, S.181

Land, das zur Welt gehört. [...] Wir wollen die Schweiz als eine Aufgabe.» (A,307–308)

Der Vorschlag zur Tat besteht in der Gründung einer ganz modern konzipierten Musterstadt, die anstelle einer herkömmlichen Landesausstellung mit ihrer breiten Übersicht über die Schweizer Leistung in Wirtschaft, Kultur und Politik gebaut werden soll. Was Frisch dabei unter 'Musterstadt' versteht, teilt er im Text mehrmals ausdrücklich mit:

«Die Stadt, die es zu gründen gilt, soll eine Musterstadt sein in dem Sinne, dass sie eine Entwicklung einleitet, die natürlicherweise auch sie überholen wird, also nicht eine Endstation, nicht ein Diktat, dem die Standardisierung aller Schweizerstädte folgt.»(A,310)

Und später heisst es:

«Die Stadt, die wir gründen, ist nicht als Sensation gemeint, sondern als Laboratorium. [...] Es geht um die Manifestation einer schweizerischen Lebensform, um die Frage des Stils.» (A,321)

Die Musterstadt soll kein Monument sein, sondern sie ist gedacht als zeitgemässer Lebensraum für den modernen Alltag, als Experiment auf der Suche nach einer (schweizerischen) Lebensform für morgen:

«Das bedeutet: wir zeigen die Schweiz nicht als Pavillon, sondern als Ernstfall – im Massstab 1:1.» (A,327)

Statt eines Pavillons für Verkehr soll ein mustergültig funktionierendes Verkehrsnetz mit genügend Parkplätzen und Parktürmen gebaut werden, statt eines Pavillons für Landesverteidigung soll eine moderne Kaserne errichtet werden; Schwimmbad, Kino und Kirchen, mit anderen Worten, alles, was zu einer vollständigen Stadt gehört, ist mustergültig zu planen und zu bauen.

Als mögliche Standorte diskutiert Frisch das Rhonedelta am Genfersee, das Gebiet um den Murten-, Neuenburger- und Bielersee, den Kanton Freiburg oder das aargauische Mittelland. Auch über die Finanzierung eines solchen Projektes macht sich der Architekt Gedanken: Der zum Bau notwendige Boden wird als landwirtschaftlicher und damit billiger Boden aufgekauft und sodann als städtischer Boden wieder abgegeben. Die damit verbundene Aufwertung des Bodens und das ohnehin für die geplante Landesausstellung 1964 bestimmte Geld gewährleistet die Finanzierung. Alfred Roth bemerkt in seiner wohlwollenden Kritik zu dieser Broschüre, dass dem Vorschlag tatsächlich ernsthafte Untersuchungen zugrunde gelegen hätten.¹⁰

10 A. Roth: *achtung: Die Schweiz*. In: *Werk-Chronik*, Februar 1955, S.13–14

Für einen demokratischen Städtebau

Indem Frisch seine Unzufriedenheit mit der Schweiz auf den Städtebau und die Stadtplanung projiziert, erkennt er, dass der Lösung städtebaulicher und planerischer Probleme immer bestimmte Ideologien und Vorstellungen zugrunde liegen:

«Kann man planen, wie heute vielerorts geplant wird, nämlich 'unpolitisch'? Städte werden immer für eine Gesellschaft gebaut, die es gibt oder die es geben soll; Planung ohne politisches Ziel gleicht einem Schneider, der Massanzüge anfertigt, ohne zu wissen, wer sie tragen soll.» (W,352)

Für ein zeitgenössisches, in die Zukunft blickendes Bauen braucht der Städtebau neue gesellschaftspolitische Voraussetzungen; damit stellt sich die Frage, wer (neue) Städte plant und nach welchen Gesichtspunkten die Planung geschieht. Frisch postuliert erstmals 1954 in *Der Laie und die Architektur*, dass jeder Bürger das Recht, ja die Verpflichtung und Verantwortung habe, die Aufgabenstellung des Städtebaus zu bestimmen:¹¹

«Ich bin der Meinung die Aufgaben stellt nicht der Fachmann, sondern immer der Laie; der Fachmann löst sie. Oder sagen wir statt Laie: die Gemeinschaft aller Laien, die Gesellschaft, die Polis. Daher bin ich der Meinung: Städtebau ist ein politisches Anliegen. Ein Anliegen der Polis.» (L,264)

Für Frisch ist Planung immer Ausübung von politischer Macht, und «politische Macht, die nicht im Auftrag der Polis [...] ausgeübt wird und nicht unter der Kontrolle der Öffentlichkeit steht, ist – nach demokratischem Begriff – illegale Macht» (W,352–353). Damit ist Städtebau nicht vorrangig eine Frage der Architektur, sondern eine politische Problemstellung. Es war Frischs grösste Hoffnung, dass sein Vorschlag für die Musterstadt die politischen Parteien «endlich wieder einmal [zwingt] zu überlegen und zu formulieren, wie sie sich die eidgenössische Gesellschaft denken. Denn eine Stadt kann man in sinnvoller Art nur bauen, wenn man weiss, welche Art von Gesellschaft darin leben soll» (A,335–336).

11 V. Frisch betont im Interview, dass der Gedanke von Kutter und nicht von ihm stammt.

Planen in der Demokratie

Wirkliche Demokratie erfüllt sich erst durch das Mitspracherecht des Bürgers. Frischs Forderung nach einem demokratischen

Städtebau erfolgte zu einer Zeit, als in der Schweiz rechtliche und institutionelle Grundlagen für Städtebau und Landesplanung fehlten, es gab weder eine gesetzlich verankerte Regionalplanung noch rechtsverbindliche Flächennutzungspläne.¹² Im Roman *Stiller* (1954) legt Frisch sein Konzept der direkten Demokratie dar:

«Worin bestünde denn die Freiheit einer demokratischen Verfassung, wenn nicht eben darin, dass sie dem Volk immerfort das Recht gibt, seine Gesetze im demokratischen Sinn zu verändern, wenn es nötig ist, um sich in einem veränderten Zeitalter behaupten zu können?» (III,593)

Da der Laie der Bewohner der Städte ist, muss ihn, so Frisch, schon deshalb der Städtebau interessieren.¹³ Architekten denken in einem beschränkten Rahmen:

«Wenn ich kein Träumer bin, bleibt mir als Architekt nichts anderes übrig: ich entwerfe im Rahmen der Gegebenheiten, ich baue nach Vorschriften der herrschenden Bauordnungen, die bis zum Baubeginn nicht zu ändern, also hinzunehmen sind, gleichviel, wie ich nun darüber denke. Wozu soll ich viel darüber denken! Ich muss ja bauen. Ich will ja bauen. Und je genauer ich alle Prämissen meines Auftrages kennenlerne, [...] umso klarer wird es, dass an eine architektonische Lösung, wie ich sie stets erträume, leider nicht zu denken ist. Wie oft, wenn ich vor meinen Baugruben stehe, erscheinen sie mir wie ein Grab!» (L,263–264)

Den Architekten kann die Erarbeitung einer Gesamtkonzeption einer Neuen Stadt nicht überlassen werden. Frischs Überlegungen beinhalten auch eine Kritik am technokratischen Vorgehen im Städtebau. Diese Bürokratisierung entlarvt er anhand der ironischen Darstellung der Figur des Oberbaurats in *Der Laie und die Architektur*. Die drei Gesprächspartner besuchen als erstes Ziel das Hochbauamt. Dort fragt der Laie den Oberbaurat mehrmals, nach welchen Gesichtspunkten die städtebaulichen Vorschläge in den Planungsämtern denn zustande kämen. Darauf weiss dieser nichts Besseres zu antworten als: «Nach – städtebaulichen, versteht sich» (L,270). Auch auf seine Nachfrage, was das wohl bedeute, erhält der Laie keine Antwort. Diese Fragen müssen offenbleiben, weil die Gesellschaft nach Frischs Meinung ihre Zielsetzung für die Zukunft (der Stadt) bis jetzt nicht gefunden hat. Denn wäre diese klare Vorstellung vorhanden, könnte das Planungsamt danach handeln.

Frischs Stimme ist nicht die erste jedoch in der Schweiz die lau-

12 Th. Fadle: *Städtebau, Architektur und Baugesetzgebung*. Zürich 1961, S.101–108

13 L, 264

teste, die zur Politisierung des Städtebaus aufruft. Anlässlich der Ausstellung «Deine Wohnung – Dein Nachbar – Deine Heimat» in Zürich von 1948 hatte der in der Schweiz bekannte Architekt Hans Marti darauf hingewiesen, dass es die politische Gliederung der Schweiz erzwingt, mit den Massnahmen für eine bessere Entwicklung der Probleme des Städtebaus «dort zu beginnen, wo am meisten Aussicht auf Erfolg besteht, nämlich 'unten'. [...] d.h. beim einzelnen stimmfähigen Bürger und seinem Nachbarn, bei der Summe von Nachbarn, bei der Gemeinde».¹⁴

Seit Jahren schon war es das Ziel der Schweizerischen Vereinigung für Landesplanung (SVLP), in der Marti Mitglied war, eine «verantwortungsbewusste Vertiefung der Laien in die Probleme von Entwurf und Durchführung von Planungen»¹⁵ zu erwirken. Denn wenn der Laie nicht als aktiver Kämpfer für eine zeitgemässe Planung und Realisierung derselben gewonnen werden kann, so schreibt der Redaktor der «Schweizerischen Bauzeitung» Walter Jegher 1948, bleiben alle guten Pläne Papier.¹⁶

Tatsächlich war es ein besonderes Anliegen der SVLP, die Ideen der Stadt- und Landesplanung der breiteren Bevölkerung vertraut zu machen.¹⁷ In der Schweiz war man Anfang der fünfziger Jahre weit entfernt von einer umfassenden Planungsgesetzgebung. Hier herrschte aufgrund der ausgeprägt föderalistischen Staatsstruktur eine ausgesprochene Gemeindeautonomie vor. Die Kompetenzen zur Durchführung von Orts- und Regionalplanungen lagen bei den Gemeinden und Kantonen. Eine gesamtschweizerische Planungskonzeption für den Städtebau – ähnlich den kantonalen Regionalplanungen – war nicht möglich.¹⁸ Die damalige Stimmung gegenüber politischen Fragen erschwerte die Verbreitung der Idee eines demokratischen Planungsvollzugs. Marti spricht von einer allgemeinen Interesselosigkeit der Bürger bezüglich der Stadtplanung, da man im Zeitalter des Wachstums hauptsächlich um wirtschaftliche Fragen bemüht sei.¹⁹ Eine entsprechende Bemerkung ist auch bei Frisch zu lesen:

«Heute [...] dominiert in der schweizerischen Politik durchaus das Sachgeschäft, die blosser Verwaltung. Die Politik ist nicht Anliegen des Volkes, sondern ein Beruf für Sachverständige, die meistens mit den Interessierten identisch sind oder von ihnen gelenkt. Politik ist zum blossen Geschäft geworden, zum getarnten Geschäft.»(A.336–337)

Wesentlich für ein Verständnis der Angst vor Planung war die

14 H. Marti: *Deine Wohnung – Dein Nachbar – Deine Heimat*. In: *Plan*, S.67–70, Nr.3, 1948, S.67–68

15 W. Jegher: *Landesplanung – jedermanns Sache*. In: *SBZ*, S.418–420, Nr.30, 1948, S.418

16 W. Jegher: (wie Anm.15), S.418

17 H. Carol: *Aktuelle Probleme der Landesplanung*. In: *SBZ*, S.429–431, Nr.31, 1947, S.429

18 H. Carol: (wie Anm.17), S.429

19 H. Marti: *Städtebau, Wohnungsbau – Interbau*. In: *Werk*, Heft 1, S.1–4, 1958, S.3

Angst vor dem Kommunismus, die die Schweiz ebenso beherrschte, wie Deutschland. 'Planung' wurde in diesem Klima sofort mit 'Sowjetisierung' in Verbindung gebracht.

Freiheit durch Planung

Max Frisch wagte es, in der Situation einer vom Neoliberalismus geprägten und vom Kalten Krieg gestützten Ordnung die Planung anders zu sehen und auszurufen: «Es fehlt die Planung als Idee»^(N,28), auch «das bewusste Nichtplanen ist Ordnung, nur eben schlechte, wie Misswirtschaft eine Wirtschaft ist»^(N,58). Unter bewusstem Nichtplanen versteht Frisch die derzeitige Praxis eines 'Laissez-faire' in der Stadtplanung, welche sich in Wahrheit hinter dem Konzept des 'organischen Wachstums' versteckt: «Bei uns, wie man weiss, entwickeln sich die Dörfer und die Städte unter der Etikette: Organisches Wachstum. Nichts schöner als so ein Organisches Wachstum!»^(A,313)

Die Vorstellung eines organischen Wachstums beruhte auf dem Prinzip der 'freien' und 'natürlichen' Entwicklung der Stadt:

«Die Freiheit! Die schweizerische Freiheit! Die besteht doch gerade darin, dass jeder Schweizer bauen kann, wo er will und wie er will, und dass er keine Planung will, alles, nur keine Planung, sondern Freiheit...»^(A,312)

Frisch ist der Auffassung, «dass die Freiheit nicht in einem freien Laufenlassen der Dinge besteht, jetzt weniger als je»^(A,315), denn dazu fehlt es schlichtweg an genügend Bodenreserven. Er entlarvt das organische Wachstum, in dem er die Hauptursache für die Verstädterung in der Schweiz sieht, als Ausdruck eines Liberalismus, der im Grunde nur den Rahmen für freie Spekulation liefert:

«Wir wissen, was darüber entscheidet, wo eine Stadt heute 'wächst' und wo nicht: die Spekulation.»^(A,313)

Für Frisch sind die Schweizer «nicht durch die Russen gezwungen, sondern durch die Geschichte der Freiheit»^(A,314), Planung als Notwendigkeit anzunehmen:

«Freiheit [ist] nur noch durch Planung zu retten.»^(A,316)

Diese Aussagen erinnern an Armin Meilis Überlegungen zur Landesplanung von 1933:

«Jeder Ordnung Anfang ist der *Plan*. Wo die Richtlinien fehlen, da bleibt allen Bemühungen der Erfolg versagt. Das freie Spiel der Kräfte ist keinem Organismus bekömmlich.»²⁰

20 A. Meili: *Allgemeines über Landesplanung*. In: *Die Autostrasse*, S.17–21, Nr.2, 1933, S.17



6 «Das heutige Zürich überläuft nach allen Seiten. Ist das nun das organische Wachstum? Man weiss, dass es bessere Möglichkeiten der Erweiterung gäbe, besser für die Hunderttausenden, die Generation um Generation darin wohnen werden, und man ist ohnmächtig. Warum?»^(P,17)



7 «Ist das ein gewachsenes Dorf? Sicher nicht. Ist das eine heutige Stadt? Wir finden's nicht. Was also ist es? Es ist, was die Baugesetze der Stadt Zürich zulassen. Niemand kann etwas dafür. Niemand kann etwas dagegen. Zürich muss eine Kaninchenfarm werden. Schicksal!»^(P,17)

In Meilis Aussage spiegelt sich das Gedankengut von Le Corbusier, den auch Frisch verehrte. Ein Kapitel aus Le Corbusiers *Städtebau* heisst in der deutschen Übersetzung «Ordnung macht frei»²¹. In *Vers une architecture* schreibt Le Corbusier schon 1922 in der Originalfassung:

«Le plan est le générateur. Sans plan, il y a désordre, arbitraire. Le plan porte en lui l'essence de la sensation. Les grands problèmes de demain, dictés par des nécessités collectives, posent à nouveau la question du plan. La vie moderne demande, attend un plan nouveau, pour la maison et pour la ville.»²²

Eine absolute Freiheit gibt es nicht, Frisch sieht dies im Bestehen von Bauordnungen und Zonenplänen bestätigt. Den Unterschied zwischen dem restriktiven Charakter dieser Planungsinstrumente und einer 'positiven' Planung charakterisiert er so:

«[...] die schöpferische Planung sagt nicht: Hier darfst du nicht! Sondern: Dort darfst du! Sie verhindert nicht, sie stiftet. [...] sie eröffnet Möglichkeiten, sie befreit, [...] ihre Macht ist [...] die Macht der produktiven Idee.» (C,241)

Hiermit klärt sich Frischs Äusserung «Städtebau ist Politik» (L,287), denn:

«Unter Politik verstehe ich, ganz allgemein gesprochen, die Kunst der Planung. Die Kunst, sich von den Gegebenheiten der Gegenwart frei zu machen durch Planung; das Allernotwendigste zu tun und innerhalb der Gegebenheiten zu verwalten; Politik besteht darin, die Möglichkeiten in der Zukunft zu erkennen und unter ihnen zu wählen, durch ideologische Entscheidung zu wählen, welcher Art die Gegebenheiten von morgen sein sollen.» (L,287)

Man kann Frisch nicht den Vorwurf machen, er habe planwirtschaftlichen Gedanken Vorschub geleistet:

«[...] nicht die Sache selbst soll geplant werden, nur der Rahmen. Wir wollen nicht den Staat als Bauherrn; [...] denn er macht das gleiche, was der Private macht, [...] nämlich Raubbau an der Freiheit.» (A,316)

Erst dieser Rahmen gewährt, dass Freiheit tatsächlich noch gewährleistet ist. Auf die Musterstadt übertragen bedeutet dieser Gedanke, dass Planung die Grenzen setzt, innerhalb derer alle am Bau Beteiligten (vom Architekten über den Betriebsingenieur bis zum SBB-Ingenieur²³) gemeinsam neue Lösungen finden und ausführen können. Die geistigen Grundlagen für die konkrete Planung werden in einer wahren Demokratie von der Gesellschaft entwickelt.

21 Le Corbusier: *Städtebau*. Stuttgart 1929, S.176

22 Le Corbusier: *Vers une architecture*. Paris 1925, S.33

23 A, 325-327



8 «Bern: geplant ist die Struktur nach den Erfordernissen der Zeit. Planung heisst nicht Standardisierung, sie garantiert das Funktionieren des Ganzen und rettet dadurch den grösstmöglichen Spielraum für die individuelle Entwicklung.» (P,17)

Indem Frisch unter Demokratie eine Gesellschaftsform versteht, in der «grundsätzliche Alternativen» (A,337) möglich sein müssen, sieht er Stadtplanung als Verfahren der Auswahl aus möglichen Handlungsalternativen. Frischs Vorschlag zur Experimentierstadt ist als eine Alternative zur bestehenden Stadtplanung zu sehen. Damit wendet er sich gegen die übliche Planungsmethode von «Bestandsaufnahme, Planung, Verwirklichung»²⁴. Er beruft sich auf Länder wie Holland und England, die den Mut und die Vernunft zu einer wirklichen Planung ihrer Städte besitzen.²⁵ Holland verfügte in der Tat seit Jahrzehnten über eine kontinuierliche Entwicklung seiner auf dem Wohnbaugesetz von 1901 beruhenden Stadtplanung.²⁶ Für jede Stadt über 10'000 Einwohner war ein verbindlicher Plan vorgeschrieben, der alle zehn Jahre revidiert wurde. Notwendige Bodenenteignungen wurden durch das Gesetz erleichtert.

24 G. Albers: *Städtebauliche Konzepte im 20. Jahrhundert*. Sonderdruck in: Österreichische Gesellschaft für Raumforschung und Raumplanung. S.22–34, Heft 1, Wien/New York 1977, S.31

25 A, 311

26 S. Giedion: *Raum, Zeit, Architektur*. Zürich 1978, S.473

27 V

Boden in Gemeinbesitz

Das Problem der Besitzverhältnisse von Grund und Boden ist die 'Gretchenfrage' des Schweizer Städtebaus.²⁷ Im Artikel *Wer liefert ihnen denn die Pläne?* entwickelt Frisch erstmals eine Lösung, er fordert ein gemeinschaftliches Verfügungsrecht über den Boden. In der Broschüre *Die neue Stadt* schrieb er 1956: «Es ist uns wie unseren scharfen Gegnern vollkommen klar, dass man eine geplante Stadt nur verwirklichen kann, wenn Grund und Boden wieder, wie es in unserer Demokratie schon einmal war, im Besitz der Gemeinde sind.» (N,61)

Frisch möchte der Bodenspekulation Einhalt gebieten. Schon 1948 berichtete der junge Architekt nach einem Besuch in Polen begeistert vom Wiederaufbau Warschaus. Die rasche und umfassende Planung des Wiederaufbaus wurde möglich aufgrund eines unmittelbar nach Kriegsende erlassenen Gesetzes, das den gesamten Boden von Warschau zu staatlichem Eigentum erklärte:

«Was soll übrigens der einzelne Eigentümer mit seinem Schutthaufen, wenn die Gemeinde nicht eingreift und die Strasse dazu baut, die Kanalisation, das Licht, das Wasser, die Verkehrsmittel? Tabula rasa, damit ist die erste Voraussetzung für wirklichen Städtebau erfüllt, Aufhebung des Grundeigentums, zum ersten mal hat der moderne Städtebau eine wirkliche Chance, nachdem er seit Jahrzehnten überall gelehrt wird.» (II,615)

Frisch knüpft mit seinen Vorstellungen unmittelbar an Hans Bernoulli an. Die Quintessenz von dessen Postulaten ist die Forderung nach Trennung von (unzerstörbarem) Boden und (vergänglichem) Bauwerk, wobei der Boden der Stadt gehört und das Bauwerk sich in Privathänden befinden soll. Den Bestand des einzelnen Baus sieht Bernoulli durch Baurechtsvertrag auf Lebenszeit gesichert. Frisch weist wie Bernoulli auf die beispielhafte britische Praxis hin. Dort sind Bernoullis Ideen insofern verwirklicht, als seit mehr als 100 Jahren Häuser im Baurecht mit einer Laufzeit der Verträge von in der Regel 99 Jahren erworben werden können. Besitzer des Bodens sind in den meisten Fällen jedoch Privatleute. Der Gemeinbesitz des Bodens bedeutet für Frisch nicht die Gefahr eines uniformierten Städtebaus, vielmehr, und auch da bezog er sich auf Bernoulli,²⁸ sind einzig unter den Voraussetzungen eines abgestimmten Gesamtplanes schöpferische Projekte möglich. Eine solche Veränderung des Bodenrechts wäre eine tiefgreifende Neuerung in einer individualistisch geprägten Gesellschaft wie der Schweiz, denn sie würde reale Interessen von Bürgern antasten. Gegner sahen darin denn auch den «Untergang der Kultur»²⁹. Im Künstlersiedlungsprojekt von 1954 versuchte Frisch seine Überzeugungen in bescheidenem Masse zu realisieren: Der Boden für die geplante Überbauung sollte von der Stadt aufgekauft werden.³⁰ Die Idee eines staatlichen Bodenbesitzes hatte seine Vorbilder in den utopisch-idealistischen Städtebau-Entwürfen vor allem des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Mit diesen Konzepten war die Vorstellung verbunden, der Bodenspekulation Einhalt gebieten zu können und so das ungeheure Wachstum der Städte und ihrer Trabanten zu bremsen.

28 H. Bernoulli: *Die organische Erneuerung unserer Städte*. Stuttgart 1949, S.31

29 N, 61

30 Vgl. S. 53

31 In den Texten *Wer liefert ihnen denn die Pläne?* und *Wer formuliert die Aufgabe?* äussert sich Frisch dazu am ausführlichsten.

Exkurs: Die verpasste Chance in Deutschland

Max Frischs Kritik am deutschen Wiederaufbau³¹ ist getragen von seiner Einsicht in die notwendige Politisierung des Städtebaus. Die Bundesrepublik Deutschland verfiel nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus in eine apolitische Haltung: Anstelle einer Vergangenheitsbewältigung fand ein Verdrängungsprozess statt. Die Mutter in Frischs Farce *Die chinesische Mauer* von 1946 spiegelt diese Haltung deutlich wider: «Ich weiss von nichts, Herr, ich weiss von nichts. Komm, mein

Mit dem Namen Max Frisch verbinden nur noch wenige den Architekten und Städtebaukritiker. Frisch wurde erst als Schriftsteller weltweit bekannt. Besonders die Broschüre *Achtung: Die Schweiz*, die Frisch zusammen mit Lucius Burckhardt und Markus Kutter verfasste, entfachte in den fünfziger Jahren eine ausserordentlich heftige fachliche und öffentliche Diskussion über den zeitgenössischen Städtebau. Der Doppelberuf als Schriftsteller und Architekt bot Frisch eine Unabhängigkeit, aus der heraus er die Freiheit bezog, kompromisslos zu urteilen und zu schreiben. Angesichts der konservativen politischen Grundstimmung der fünfziger Jahre war Frischs Forderung nach einem offenen demokratischen Planungsverfahren eine radikale Idee: Er postulierte die Notwendigkeit einer aktiven Beteiligung der von der Planung Betroffenen. Spätestens die Situation 1986 gibt ihm recht. Die heute häufig vorgetragene ästhetische Kritik an der Stadtgestalt und die neue Popularität formaler stadtbaukünstlerischer Konzepte lassen seine Forderung nach einem 'politischen Städtebau' erneut aktuell erscheinen. Dem ästhetisierenden städtebaulichen Denken unserer Zeit setzt dieses Buch die Vorstellung Frischs von einer politisch aufgeklärten und verantwortungsbewussten Gesellschaft entgegen, deren Stadt eine Stadt für alle ist.



ISBN 3906700-07-0